

<b>Zeitschrift:</b>	Historisches Neujahrsblatt / Historischer Verein Uri
<b>Herausgeber:</b>	Historischer Verein Uri
<b>Band:</b>	85-86 (1994-1995)
<b>Artikel:</b>	Theorie und Praxis sekulativer Geschichtsschreibung : einige Bemerkungen zu Anselm Zurfluh's Publikation : "Uri, Modell einer traditionellen Welt?"
<b>Autor:</b>	Kälin, Urs
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-405832">https://doi.org/10.5169/seals-405832</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Theorie und Praxis spekulativer Geschichtsschreibung

## Einige Bemerkungen zu Anselm Zurfluh Publikation: «Uri, Modell einer traditionellen Welt?»

Von Dr. Urs Kälin, Altdorf

\* Anselm Zurfluh, Uri, Modell einer traditionellen Welt? Eine ethno-geschichtliche Studie über die Urner Mentalität, 17.–20. Jahrhundert, Zürich 1994 (Thesis Verlag), 387 S. Die um zahlreiche Abschnitte erweiterte deutschsprachige Version basiert auf: Anselm Zurfluh, *Un monde contre le changement, une culture au coeur des Alpes: Uri en Suisse, XVIIe–XIXe siècles*, Paris 1993, 273 p.

<sup>1</sup> Rezensionen von Pierre Dubuis in: *Revue historique vaudoise*, 1993, S. 229–231 u. in: *traverse, Zeitschrift für Geschichte*, 1 (1994), S. 157–158; Guy P. Marchal, Neuere Ansätze der Geschichtsforschung und die historische Forschung in und über den Innerschweizer Raum, in: *Geschichte in der Zentralschweiz, Forschung und Unterricht* (=Clio Lucernensis 1), Zürich 1994, S. 25–40, S. 28f u. S. 34.

<sup>2</sup> Unter einer modernen Sozialgeschichte verstehe ich eine um alltagsgeschichtliche bzw. mikrohistorische Dimensionen erweiterte Gesellschaftsgeschichte, die

Mit seiner neuesten Publikation\* legt Anselm Zurfluh, Historiker und Ethnologe, einen Versuch vor, die Urner Gesellschaft der Neuzeit als Modell zu beschreiben. Diese Arbeit hat in Fachkreisen eine ausserordentlich kontroverse Aufnahme gefunden. Renommierte Historiker wie Pierre Dubuis oder Guy P. Marchal haben sowohl in bezug auf das Methodenverständnis als auch auf die Thesen von Anselm Zurfluh teilweise energischen Widerspruch angemeldet.<sup>1</sup> Ich halte es für angebracht, aus der Perspektive einer modernen Sozialgeschichte<sup>2</sup> einige zentrale Kritikpunkte etwas näher zu beleuchten. Weshalb? Zum einen setzt sich Anselm Zurfluh ausführlich mit einigen Einzelheiten auseinander, die als Kritik an seiner Arbeit vorgebracht wurden. Der Autor hält fest, dass die isolierte Behandlung von solchen Details seinen Studien über den Kanton Uri nicht gerecht werde. Ich teile diese Ansicht. In der Tat verdienen seine Arbeiten eine grundsätzlichere Betrachtungsweise. Zum andern ist daran zu erinnern, dass historische Analysen an ihren Ansprüchen zu messen sind. Zurfluh ist gewiss ein sehr ambitionierter Historiker – eine eindrückliche Publikationsliste<sup>3</sup> sowie der von ihm präsentierte hochfliegende Forschungsplan zum Zwyer-Projekt<sup>4</sup>, der zahlreiche weitere Publikationen in Aussicht stellt, legen davon Zeugnis ab. Man kann Zurfluhs jüngstes Buch auf verschiedene Arten lesen. Als Fachkollege mit einigen Kenntnissen des Gegenstandes und Interesse an mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen war meine Lektüre sicherlich eine besonders kritische. Wenn im folgenden auch einige unmissverständliche Worte fallen, so möchte ich doch betonen, dass Zurfluhs Untersuchung zum Verhältnis von Tradition und Moderne in Uri aus meiner Sicht eine anerkennenswerte intellektuelle Leistung darstellt. Sie ist verdienstvoll, wenn man sie als das nimmt, was sie ist: ein unterhaltender und anregender Essay zum spezifisch urnerischen Denken, Handeln und Fühlen in der Tradition

Wirtschaft und Sozialstruktur, Herrschaft und Kultur gleichberechtigt behandelt.

<sup>3</sup> Die Publikationsliste umfasst mehrere Dutzend Aufsätze zur Urner Geschichte, die sich allerdings, so weit ich sehe, samt und sonders um die beiden Hauptwerke drehen und entsprechend redundant sind. [Une population alpine dans la Confédération: Uri aux XVIIeXVIIIe-XIXe siècles, Paris 1988, 607 p. und: Uri, Modell einer traditionellen Welt?, Zürich 1994 (wie oben)].

<sup>4</sup> Gemäss Forschungsplan soll dieses Projekt nebst einer theoretischen Einleitung (Buch 1) die Teile 1= Historische Dimension (Buch 2-3), 2= Tatsachen und Probleme (Buch 4 A-D «Dokumente», Buch 5-7 «Analysen») und 3= Eine historische Synthese (Buch 8) umfassen.

<sup>5</sup> Es ist in diesem Zusammenhang vielleicht bezeichnend, dass Eduard Renner seinen «Goldenen Ring», im Gegensatz zu den beiden anderen grösseren Arbeiten, explizit nicht als wissenschaftliche Arbeit verstanden hat, sondern als ein Volksbuch, «nicht schwerer und beschwerter als es seiner Sendung entspricht». Eduard Renner, Goldener Ring über Uri, Zürich 1941, Vorwort (unpag.).

<sup>6</sup> Dies gilt im übrigen auch für die sog. exakten Naturwissenschaften. Auch hier besitzt der Objektivitätsbegriff nur noch eingeschränkte Bedeutung, indem auch die Gültigkeit naturwissenschaftlicher Aussagen als an bestimmte Prämissen geknüpft und historischem Wandel unterworfen erkannt

Eduard Renners.<sup>5</sup> Ob sie hingegen darüber hinaus auch wissenschaftlichen Kriterien genügt (Originalität, Nachvollziehbarkeit, empirische Fundierung, Grundsätze der Quellenkritik, Solidität), ist weit weniger klar. Diesbezügliche Fragezeichen scheinen um so berechtigter, als der Verfasser neben den Tauf-, Ehe- und Sterbebüchern des 17., 18. und 19. Jahrhunderts für seine Studien keinen einzigen Quellenbestand systematisch ausgewertet hat. Vor diesem Hintergrund erwecken die Ergebnisse Zurfluh in verschiedener Hinsicht grosse Bedenken. Zwei Einwände möchte ich besonders hervorheben: Erstens besteht zwischen dem Anspruch des Autors, ein Modell zu entwerfen, und dem Grad an Informiertheit, den man wohl als Grundlage eines derartigen Modells voraussetzen darf, ein eklatantes Missverhältnis. Zweitens ist dort, wo wenigstens noch versucht wird, die zum Teil weit hergeholt, abstrakt-theoretischen Überlegungen durch einige konkrete Fakten zu fundieren, ein in jeder Hinsicht unsorgfältiger Umgang mit Quellen und Materialien festzustellen. Diese schwerwiegenden Kritikpunkte werden im folgenden belegt (vgl. unten die Abschnitte IV und V). Vorgängig ist allerdings noch abzuklären, welches Geschichts- bzw. Methodenverständnis dieser Art von Geschichtsschreibung zugrundeliegt.

## **1. Erkenntnistheoretische Aspekte: Eine Geschichte *von innen* gegen eine Geschichte *von aussen*?**

Die Eigenart des Gegenstandes der Geschichtswissenschaft, der immer nur in bruchstückhafter Überlieferung vorhanden ist, sowie die wechselseitige Beziehung zwischen der Fragestellung des Historikers und seinem Gegenstand, schliessen eine strenge Objektivität im erkenntnistheoretischen Sinne aus.<sup>6</sup> Die spezifische Verstehensproblematik der Geschichte – wie der Sozialwissenschaften im allgemeinen - besteht ja bekanntlich darin, dass die Beschreibung der Bestandteile einer historischen Lebenswelt nicht geschehen kann, ohne dass der Historiker diese zu verstehen versucht und sich zu ihr Zugang verschafft, indem er mindestens als virtueller Teilnehmer auftritt und so selber zu einem mindestens potentiellen Angehörigen dieser Lebenswelt wird.<sup>7</sup> Bedeutungen, ob sie nun in Handlungen, Institutionen, Arbeitsprodukten, Worten oder Dokumenten verkörpert sind, können nur von innen erschlossen werden. Dieser Auffassung ist auch Anselm Zurfluh. Allerdings wird er nicht müde zu betonen, dass eine von ihm mit deutlich abwertendem Unterton als mechanisch-soziologisch bezeichnete Ge-

worden ist. Vgl. dazu: Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a.M. 1973 (stw 25) und Bettina Heintz, *Wissenschaft im Kontext. Neuere Tendenzen der Wissenschaftssoziologie*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Heft 3/1993, S. 528–552.

<sup>7</sup> Vgl. dazu: Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 1, Frankfurt a.M. 1985, S. 160.

<sup>8</sup> Vgl. beispielsweise S. 256, Anm. 4, S. 330, S. 333 (Anm. 41), S. 369, S. 384. Es ist das gute Recht des Verfassers, solche Konzepte als «geradezu sinnentleert» zu betrachten (S. 256). Hingegen ist es mehr als bedrückend, wenn Anselm Zurfluh nicht zur Kenntnis nimmt, dass die von ihm leichtfertig als klassenkämpferisch umschriebenen Arbeiten neben den Aspekten von Macht und Herrschaft auch wirtschaftliche und soziokulturelle Dimensionen, und insbesondere die Wechselwirkungen zwischen diesen Bereichen, analysieren.

<sup>9</sup> S. 333f.

<sup>10</sup> S. 346.

<sup>11</sup> Vgl. dazu: Dietrich Böhler, *Philosophische Hermeneutik und hermeneutische Methode*, in: Harald Hartung, Walter Heistermann, Peter M. Stephan, *Fruchtblätter*, zit. in: Habermas, wie Anm. 7, S. 195. Auch vor der naiven Annahme, dass ein erfahrungsnahes Verstehen, wie es die Ethnologen praktizieren, einen unmittelbaren Zugang zur Wirklichkeit einer fremden

schichtsschreibung<sup>8</sup> diesem Prinzip nicht nachlebe und es störend wirke, wenn «sie versucht, Dinge 'von aussen' zu erklären, die nur 'von innen' verständlich werden»<sup>9</sup>. An anderer Stelle bezeichnet der Autor seine Publikation «als Antwort auf eine Geisteshaltung, nämlich der modernen, die 'nicht-urnerisch' erscheint»<sup>10</sup> und die Dinge «im Gegensatz zur normalerweise herrschenden Sehweise nicht aus dem Blickwinkel der Stadt, sondern aus der Sicht der Betroffenen, der Urner» darstelle. Diese Herabsetzung der angeblich modernen, nicht-urnerischen, städtischen Perspektive gegenüber einer ländlichen, der Tradition verpflichteten, quasi autochthonen Haltung scheint mir nicht haltbar, weil damit gleichsam unterstellt wird, die urnerische Lebenswelt könne sich in angemessener Weise nur demjenigen erschliessen, der auch die postulierten mental-ideologischen Grundlagen teile. Eine solche Position ist erkenntnistheoretisch nicht haltbar, denn das Einverständensein ist keinesfalls die notwendige Bedingung einer dialogischen Einstellung zu dem, was verstanden sein will.<sup>11</sup> Die mit der beharrlich betonten Innenperspektive verbundene, angeblich privilegierte Beziehung zwischen dem Forscher und seinem Gegenstand mündet bei Anselm Zurfluh zudem in einen äusserst fragwürdigen Exklusivitätsanspruch. So behauptet der Autor etwa im Zusammenhang mit der Vorstellung, dass «der Untergebene einen Vorgesetzten (braucht), weil er sein Leben nur erfüllt leben kann, wenn er in einer grösseren Ordnung integriert ist und freiwillig auf dem Platz dient, der ihm zukommt»: «Wer die Geschichte von Uri nicht unter diesen Gesichtspunkt stellt, wird sie nie richtig verstehen können.»<sup>12</sup> Um es nochmals hervorzuheben: Zurfluhs unduldsame Position ist Ausfluss seiner eigenartigen Anschauungen über die Chancen und Kosten des historischen Fortschritts (bzw. des Modernisierungsprozesses). Deutlich wird dies, wenn man sich den völlig einseitig konzipierten Begriff der Moderne vor Augen führt, den Anselm Zurfluh in seiner Studie verwendet. Die Moderne wird hier in geradezu kultatkämpferischer Manier verknüpft mit der Abwertung und Disqualifizierung des Traditionellen, mit der Abschaffung Gottes als lebensnotwendiger Kategorie und Integrationsfigur des Menschen in Natur und Gesellschaft, mit der Zerstörung der Kirche, mit der Auflösung der bisherigen familiären und sozialen Bezugssysteme sowie mit dem Identitätsverlust, da der moderne Mensch keinem anerkannten Stand und keiner Gemeinschaft mehr angehöre.<sup>13</sup> Nun gestalten sich die Verhältnisse vielleicht doch etwas komplizierter, als uns Anselm Zurfluh weismachen will (obwohl zugegebenermassen die pathologischen Aspekte des Modernisierungsprozesses genauso darzustellen sind wie die positiv zu wertende Erweiterung der Emanzipations- und Lebenschancen, die dieser mit

Kultur und Gesellschaft erlaube, kann nur gewarnt werden. Vgl. dazu: Hans Medick, «Missionare im Ruderboot? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984), S. 295–319.

<sup>12</sup> S. 262f. Ähnlich auch auf S. 101: «Nur aus dieser Sicht versteht man ...», oder im Zusammenhang mit dem absurden Urschuld-Modell, das den Sinn der Arbeit erklären soll: «... denn allein unter diesem Gesichtswinkel kann man Arbeit verstehen.» Zit. S. 197.

<sup>13</sup> Vgl. dazu: S. 220, S. 349ff.

<sup>14</sup> Der emanzipatorische Anspruch einer Geschichtswissenschaft, die sich als kritische Sozialwissenschaft begreift, gründet ja nicht zuletzt auf der Einsicht, dass Geschichte von Menschen «gemacht» und daher auch heute «machbar» ist.

<sup>15</sup> Vgl. dazu: Philippe Ariès, *L'histoire des mentalités*, in: Jacques Le Goff, Roger Chartier, Jacques Revel, *La nouvelle histoire*, Paris 1978, S. 411.

<sup>16</sup> Reiches Anschauungsmaterial für diesen Zusammenhang bieten die Beiträge der eifrigsten Leserbriefschreiber in der lokalen Presse.

<sup>17</sup> Der Verfasser meint gar, dass sich in Uri die geistigen Strukturen «seit der Einwanderung der Alemannen auf verschiedenen Gebieten offenbar nur wenig geändert» hätten (S. 76) und «die Stellung der Frau in Uri ähnlich (sei, UK) wie bei den Germanen» (S. 328).

sich gebracht hat<sup>14</sup>). Zum einen ist die Kritik am Fortschritt seit den 60er und frühen 70er Jahren von einer reaktionären Rechten an eine neue Linke übergegangen<sup>15</sup>, und zum andern verteidigt der politische Conservatismus heute ja genau jene Werte, die aufs engste mit dem Entstehen der «Modernität» verknüpft waren: Leistungsbereitschaft, Selbstverantwortlichkeit und Disziplin. Einer solchen differenzierten Sicht, die Brüche, Paradoxien und Widersprüche in Rechnung stellt, wird die Darstellung von Anselm Zurfluh nicht gerecht.<sup>16</sup> Wie schwer sich Zurfluh mit dieser «Gleichzeitigkeit des Ungleichezeitigen» tut, zeigt sich bei der Behandlung der Ursprünge des urnerischen Denkens und Fühlens bzw. der mental-ideologischen Voraussetzungen, und insbesondere bei der Beschreibung und Erklärung ihrer Überführung in moderne Denkfiguren. In bezug auf das erstere greift Zurfluh zurück auf uralte Muster, die bereits im Mittelalter bestanden haben sollen und angeblich bis weit in die germanische Vorzeit zurückreichen.<sup>17</sup> Der Übergang zur Moderne (bzw. zur 'Postmoderne') schliesslich wird vom Autor – im Widerspruch zu seinen sonstigen Annahmen des Übergewichts des Mental ideologischen – mit der wirtschaftlichen Überlegenheit der «Modernität», und namentlich mit dem Einfluss der Medien begründet.<sup>18</sup> Für jemanden, den nicht nur interessiert, was ist, sondern auch, wie es geworden ist, sind solche Annahmen unbefriedigend. Die Modernisierung erscheint bei Zurfluh als Verlust, und der Urner als Verlierer unter dem Ansturm von Kapitalismus und Bürokratie, Industrialisierung und Urbanisierung. Die an ethnozentrischen und wertkonservativen Horizonten festgemachte kulturelle Identität der Urner droht an ihren Rändern aufzubrechen und endgültig unterzugehen. Solche Einschätzungen beruhen auf einem Glaubensbekenntnis, worauf Anselm Zurfluh selbst verschiedentlich hinweist. Der Autor räumt ein, dass seine Arbeitsmethode und die Überzeugungskraft seiner Ergebnisse nur akzeptiert werden können, wenn man auch den Prämissen zustimme (S. 370), und auch der prägende Einfluss der persönlichen Weltanschauung wird deutlich hervorgehoben (S. 15).<sup>19</sup> So anerkennenswert dieser Aspekt der Reflexivität sein mag, so sehr besteht auch die Gefahr einer Projektion eigener Vorstellungen in die historische Vergangenheit, und der Verfasser macht es sich wohl ein bisschen einfach, wenn er «das Einschwenken auf die eine oder andere methodische Position» lediglich als 'Glaubenssache' bzw. als «conviction» verstanden wissen will.<sup>20</sup> Tatsächlich erscheint der Mensch in Zurfluhs Darstellung als Gefangener, eingesperrt in das Laufgitter zeitloser und sich selbst genügender Denkstrukturen. Der Urner wird im wesentlichen reduziert auf die Auseinandersetzung mit einer feindseligen Natur und auf die Reproduktion seiner Gattung.

<sup>18</sup> Vgl. S. 352f. Nach Zurfluh gleitet «Uri von der 'traditionellen' direkt zur 'postmodernen' Gesellschaft» hinüber, «ohne die 'Moderne' je wirklich gekannt zu haben.» S. 354. Was der Autor unter «postmodern» versteht, bleibt unklar.

<sup>19</sup> Die von Zurfluh in diesem Zusammenhang betonte Ego-Histoire ist, nebenbei bemerkt, nicht ganz frei von einem mitunter befremdlich anmutenden Hang zur Selbstdarstellung. Problematisch ist m. E. insbesondere die Präsentation subjektivster Einschätzungen.

<sup>20</sup> Vgl. S. 370. Ich möchte doch darauf hinweisen, dass verschiedentlich versucht wurde, Überprüfungskriterien hinsichtlich der Pertinenz historischer Analysen zu definieren. So geht Wolfgang J. Mommsen davon aus, dass eine intersubjektive Überprüfbarkeit der Ergebnisse zu fordern ist, a) im Hinblick auf den Grad der Berücksichtigung der einschlägigen Informationen (Quellen) und der bisherigen Forschung, b) gemessen an dem denkbaren Optimum einer plausiblen Integration aller bekannten historischen Daten, und c) im Hinblick auf die logische Stringenz des zugrundeliegenden Erklärungsmodells (Widerspruchsfreiheit und Konsistenz). Vgl. Wolfgang J. Mommsen, *Gesellschaftliche Bedingtheit und gesellschaftliche Relevanz historischer Aussagen*, in: Eberhard Jäckel u. Ernst Weymar (Hg.), *Die Funktion der Geschichte in unserer Zeit*, Stuttgart 1975,

## 2. Das Modell und seine Konsequenzen: Uri als geschichtloses Isolat und: Kontinuität statt Wandel

Nach eigenem Bekunden geht es dem Autor darum, «das urrenische Wesen, die Mentalität oder Weltanschauung geistig-ideologisch zu durchleuchten» (S. 26). «Über eine quasi a-historische, weil trans-zeitliche, ethnologisch gefärbte Analyse» soll «die urrenische Gesellschaft, besser ihre 'Grammatik' und somit die Funktionsweise abstrakt als Modell» formuliert werden (S. 343). Der Verfasser ist sich bewusst, dass ein solches Modell «weniger die eigentliche geschichtliche Wirklichkeit widerspiegelt als ein abstraktes Ideal davon» (S. 23). Die Darstellung des urrenischen Wesens muss denn auch «notgedrungen denkerisch-abstrakt» bewältigt werden (ebd.). Es versteht sich von selbst, dass ein solcher philosophierender, abstrahierender und vereinheitlichender Ansatz die historische Wirklichkeit verkürzen muss, und dass Ungenauigkeiten in Kauf zu nehmen sind.<sup>21</sup> Dennoch: Modelle und Synthesen sind wichtig, ja, in hohem Masse erwünscht. Ihre Substanz hängt allerdings davon ab, wieviel Realität sie einzufangen vermögen. Größte Umsicht bei der Umsetzung, eine umfassende Kenntnis des Untersuchungsgegenstandes sowie dessen geduldige Rekonstruktion wird man deshalb als unerlässliche Voraussetzungen solcher Vorhaben betrachten müssen. All dies lässt Anselm Zurfluh freilich schmerzlich vermissen, und es ist schlichtweg unverständlich, dass der Autor seine Synthese an den Anfang und nicht an den Schluss des Forschungsplanes zum Zwyer-Projekt gestellt hat. Auf die quellennahe Untersuchung sozialer Beziehungen und Handlungszusammenhänge wird weitgehend verzichtet, das in den Quellen aufzufindende gelebte Leben geht im statistischen Durchschnitt unter, und nur selten gelingt es, historische Phänomene zu erfassen, die hinreichend spezifisch und real sind.<sup>22</sup>

Logische Folge dieses Vorgehens ist ein verallgemeinerndes und simplifizierendes Modell angeblich spezifisch urrenischen Denkens und Fühlens, das in seiner Reduktion auf religionssoziologische oder allgemein kulturphilosophische Gesichtspunkte die komplexe und widersprüchliche historische Realität eher verschleiert als erhellt, ein harmonisierendes, sozialromantisches Geschichtsbild vermittelt und das «Wesen des Urner Volkes» in metaphysischer Manier zur dauerhaften Ursubstanz erklärt. Der Gegenstand bleibt damit dem analytischen Zugriff entzogen. Dies ist nicht zuletzt eine Folge des Umstandes, dass Anselm Zurfluh im Rahmen seines Modells auf verschiedenen Ebenen mit z.T. wenig trennscharfen Gegensatzpaaren arbeitet: Tradition vs. Moderne; mental-ideologisch vs. mechanisch-soziologisch; Stadt vs. Land; Alpen vs. Tiefland, Beharrung vs. Wandel. Selbst wenn von der schwammigen

S. 208–224. Wie es diesbezüglich um die Arbeit von Anselm Zurfluh steht, versucht der vorliegende Aufsatz aufzuzeigen.

<sup>21</sup> Es ist eine unbestrittene Tatsache, dass die Formulierung von generellen Aussagen angesichts der zunehmenden Fülle von widersprüchlichen Detailergebnissen ausserordentlich schwierig geworden ist.

<sup>22</sup> Eine zentrale Einsicht seines Vorbildes Pierre Chaunu hat Anselm Zurfluh leider nicht beherzigt: «Ich glaube nicht, dass man zu einer gültigen Synthese kommen kann, wenn man sich vom unbearbeiteten, zumindest vom wenig bearbeiteten Material völlig löst.» Vgl. Pierre Chaunu, Der Sohn einer Toten, in: Pierre Nora (Hg.), Leben mit der Geschichte. Vier Selbstbeschreibungen, Frankfurt a.M. 1989, S.11– 64, S. 61f.

<sup>23</sup> Anselm Zurfluh ist sich zwar bewusst, dass «Uri trotz seiner Abkäseplung dem Netz internationaler, anderswo festgelegter Beziehungen angehört» (S. 104) und dass «sehr wahrscheinlich das eigentliche Isolat nicht existiert» (S. 348). Weshalb trotzdem mit dieser Vorstellung des Isolats gearbeitet wird, bleibt das Geheimnis des Verfassers. Ähnlich verhält es sich auch mit dem unbestrittenen Festhalten am Konzept des *Homo alpinus*; dieses aufgrund des Rassendiskurses der Dreissigerjahre historisch schwer belastete Konzept wurde von Anselm Zurfluh zu neuem Leben erweckt, was scharfe Kritik hervorgerufen hat.

Begrifflichkeit abgesehen wird, ist die Problematik solcher Trennlinien offensichtlich: Wer sich für ein einzelnes Kriterium entscheidet, verliert wichtige Zusammenhänge aus den Augen, Zusammenhänge, die erst den ganzheitlichen Aspekt geschichtlicher Prozesse zum Vorschein bringen.

Zwei Konsequenzen, die eng mit dem Modellcharakter dieser Studie verknüpft sind, sind speziell hervorzuheben: die Vorstellung eines 'Isolats' (und damit verbunden die Frage der angeblichen Geschichtslosigkeit) und die Privilegierung der Kontinuität gegenüber dem Wandel.

Die Kontrastmethode (Stadt-Land; Moderne-Tradition) leistet der Isolierung des Untersuchungsgegenstandes Vorschub. Uri erscheint bei Anselm Zurfluh, im Sinne einer Gegenwelt zu den Zentren der modernen Entwicklung, als geschlossene Gesellschaft. Der Verfasser spricht von einem Isolat bzw. einem 'Quasi-Isolat' (S. 35), ein Konzept, das zunächst aus geographischen Gegebenheiten abgeleitet wird, dann aber auch für wirtschaftliche und kulturelle Zusammenhänge Verwendung findet. Das «mentale Universum» des Urners gestaltet sich «physisch und anthropologisch geschlossen» (ebd.). Der Verfasser glaubt, dass «äussere Einflüsse nicht für nötig» gefunden würden (S. 56), dass auch der «direkte, beständige Kontakt» mit Fremden und Passanten keine Auswirkung zeige (S. 146), dass Uri bis zur Französischen Revolution kulturell ziemlich abgeschottet lebe (S. 352) und dass insgesamt von einer «Wirtschaft am Rande der Welt» (S. 172) auszugehen sei.<sup>23</sup> Um die Fragwürdigkeit solcher Vorstellungen aufzuzeigen, braucht man nicht soweit zu gehen wie R. Sablonier, der im Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Uri pointiert von einem «lombardischen Alpental» spricht.<sup>24</sup> Auch Hans Stadler betont die wirtschaftliche und soziale Verflechtung: «Der Pass mit seinen Hauptverkehrswegen beeinflusste bereits im Hochmittelalter die Entwicklung des Siedlungsraumes in Uri. Durch den Fernhandel und die sich festigende Austauschwirtschaft verloren die natürlichen Grenzen der Berge und Wasserscheiden ihre Bedeutung. Uri trat in Beziehung zu den Städten und Landschaften des schweizerischen Mittellandes, zum Hochtal Ursen und über den Gotthard hinaus zu den Tälern des Tessins und der Lombardei. Der Verkehr schuf Verbindungen nach allen Seiten und bildete Schicksalsgemeinschaften über das eigene Tal hinaus.»<sup>25</sup> Die Integration in weitere kulturelle Einflusszonen und die zunehmende Verflechtung mit dem Umland werden ferner durch die neueren Erkenntnisse der Bauernhausforschung, der Inventarisierung der Kunstdenkmäler oder der Dialektforschung unterstrichen.<sup>26</sup> Die Uninformiertheit über den aktuellen Forschungsstand in diesen Bereichen wirkt sich gravierend aus, denn die Fixierung auf die Geschlossenheit der urnerischen Gesellschaft leistet der Tendenz Vorschub, diese zu enthistorisieren. In Anlehnung an Fernand Braudel, der die Ansicht äusserte, die Geschichte der Gebirgsge-

Vgl. Guy P. Marchal, *La naissance du mythe du St-Gothard ou la longue découverte de l'»homo alpinus helveticus» et de l'»Helvetia mater fluviorum»* (XVe siècle –1940), in: Jean-François Bergier u. Sandro Guzzi (Hg.), *La découverte des Alpes* (=Itinera Fasc. 12), Basel 1992, S. 35–53.

<sup>24</sup> Zit. Roger Sablonier, *Innerschweizer Gesellschaft im 14. Jahrhundert, Sozialstruktur und Wirtschaft*, in: *Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft, Jubiläumsschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft*, Bd. 2: *Gesellschaft, Alltag, Geschichtsbild*, hg. vom Historischen Verein der Fünf Orte, Olten 1990, S. 9–233, S. 227.

<sup>25</sup> Zit. Hans Stadler, *Geschichte des Landes Uri, Teil 1: Von den Anfängen bis zur Neuzeit*, Schattdorf 1993, S. 208.

<sup>26</sup> Vgl. Benno Furrer, *Die Bauernhäuser des Kantons Uri*, hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1985 (Die Bauernhäuser der Schweiz, Bd. 12); ders., *Wandlungsprozesse in der Kulturlandschaft der Alpen Uri im Spiegel der Gebäude*, Zürich 1989 (Berichte der Naturforschenden Gesellschaft Uri, Heft 15, 1990); Helmi Gasser, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Uri*, Bd. II (Die Kunstdenkmäler der Schweiz, hrsg. von der Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte), Basel 1986; Felix Aschwanden u. Walter Clauss, *Urner Mundartwörterbuch*, Altdorf 1982.

<sup>27</sup> Vgl. Fernand Braudel, *Das Mittelmeer und die medi-*

*sellschaften bestehe in ihrer Nicht-Existenz, da sie selbst von langsamem zivilisatorischen Entwicklungen nur marginal berührt werde*<sup>27</sup>, geht auch Zurfluh davon aus, dass sich Uri gewissermassen aus der Geschichte zurückziehe: «Auf eine gewisse Art hörte in Uri die Geschichte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert auf zu existieren. Im 20. Jahrhundert hat sie mit ihrem Gefolge von Ängsten und Unsicherheiten wieder begonnen: Wird Uri von der Moderne erfasst?»<sup>28</sup> Solche Überlegungen zeigen, dass es hier letztlich um den Geschichtsbegriff schlechthin geht. Zweifellos fällt die Annahme einer nichtexistenten Geschichte um so leichter, je weniger man von ihr weiß. Auch deshalb ist für vermehrte Anstrengungen im Quellenbereich und für eine offenere Haltung bezüglich der Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der 'Bergler' zu plädieren. Mit Jon Mathieu gesprochen: «Es ist Zeit, sich von dieser Art 'Geschichtslosigkeit' zu verabschieden. Der Abschied darf freilich nicht zu einer Einbeziehung aller Unterschiede führen, er sollte uns vielmehr erlauben, die historischen Variationen im Verhältnis von Gesellschaft und Umwelt in nüchterner Weise zu betrachten.»<sup>29</sup>

Aufs engste verknüpft mit den Vorstellungen eines Isolats und einer «geschichtslosen» Gesellschaft ist bei Zurfluh schliesslich auch das Verhältnis von Beharrung und Wandel. Ausgehend vom Befund, dass die Kontinuität anthropologisch gesehen weit stärker sei als der Wandel, verwendet Anselm Zurfluh einen kontinuitätsbezogenen Ansatz, dessen Berechtigung angesichts der unübersehbaren Elemente der Beharrung und des Immobilismus innerhalb der Urner Gesellschaft nicht von vornherein bestritten werden kann. Auch andere Studien zur Urner Geschichte haben zu ähnlichen Ergebnissen geführt, allerdings mit unterschiedlichen Forschungsmethoden, mit einem je klar umrissenen Zeithorizont und lediglich in bezug auf präzis definierte gesellschaftliche Teilbereiche.<sup>30</sup> Anders präsentiert sich die Ausgangslage bei Zurfluh: Sein Modell erhebt einen Gültigkeitsanspruch vom Frühmittelalter bis in die Gegenwart hinein. Dreh- und Angelpunkt dieser Argumentation ist «die unglaubliche politisch-soziale, religiöse und kulturelle Stabilität» (S. 329). In Anbetracht des angedeuteten Zeithorizontes sowie der thematischen Vielfalt, die damit angesprochen ist, vermögen solche pauschalen Aussagen nicht zu überzeugen, zumal auch die Quellenbasis gerade hinsichtlich der Rekonstruktion langlebiger Mentalitäten und Denkmuster äusserst problematisch ist (vgl. Abschnitt IV). Zwei Aspekte scheinen mir zentral: Erstens blendet die Rückführung von Phänomenen der Kontinuität auf rein mental-ideologische Faktoren aus, dass verschiedene Elemente der Tradition und der Beharrung eine innere Logik aufweisen und/oder an handfeste wirtschaftliche bzw. soziopolitische Strukturen geknüpft sind, die sich durchaus präzis und nachvollziehbar beschreiben

terrane Welt in der Epoche  
Philipp II., 3 Bde., Frankfurt a.M. 1992, Bd. 1, S. 45.

<sup>28</sup> S. 81. Vgl. auch S. 78 und  
S. 80.

<sup>29</sup> Jon Mathieu, Eine Agrargeschichte der inneren Alpen, Zürich 1992, S. 310; ders., «Ihre Geschichte besteht darin, keine zu haben». Die Alpen der frühen Neuzeit im Spannungsfeld wissenschaftlicher Disziplinen (Manuskript), demnächst in: Die frühe Neuzeit in der Geschichtswissenschaft. Vgl. dazu auch die kritischen Bemerkungen bei Hans Medick: Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte im Blickpunkt der Kulturanthropologie, in: Comité international des sciences historiques (Hg.), 17e Congrès international des sciences historiques. Rapport et abrégés, Bd. 1, Madrid 1990; Albert Wirz, Klio in Afrika: «Geschichtslosigkeit als historisches Problem, in: Peter H. Kamber et al. (Hg.), Diachronica. Zum Verhältnis von Ethnologie, Geschichte und Geschichtswissenschaft (Ethnologica Helvetica 8), Bern 1984.

<sup>30</sup> So werden etwa die Stagnation der Urner Landwirtschaft oder der Immobilismus der Urner Landgemeindedemokratie im Kontext der spezifischen Rationalität der Urner Markgenossenschaft bzw. vor dem Hintergrund des Uebergangs von der Ständesgesellschaft zur Marktwirtschaft thematisiert. Vgl. Philipp Arnold, Almosen und Allmenden. Verarmung und Rückständigkeit in der Urner Mark-

lassen.<sup>31</sup> Dass bei Zurfluh wohl von der «Grammatik» der Gesellschaft die Rede ist, kaum aber von ihrer Logik, passt in dieses Bild. Zweitens vernachlässigt Zurfluh den Zeitfaktor: Für welche Zeitspannen gelten seine Befunde? Die «quasi a-historische, weil trans-zeitliche» Betrachtungsweise (S. 343) ist wenig geeignet, diesbezüglich Klarheit zu schaffen, und es wäre in der Tat absurd, für den ganzen Zeitraum von rund tausend Jahren einen vorwiegend statischen Charakter unterstellen zu wollen. Bei genauerer Betrachtung historischer Einzelheiten treten jedenfalls durchweg Veränderungen ins Blickfeld.

Anselm Zurfluh interessiert sich für die geistigen Strukturen der Urner bzw. für ihre Mentalität. Er versucht herauszufinden, auf welche Weise diese Mentalitäten das Verhalten bestimmen. Gleichzeitig wäre aber auch zu untersuchen, inwiefern Ereignisse auf diese Mentalitäten zurückwirken. Leider finden solche Rückkopplungseffekte praktisch keine Beachtung, obwohl sich auch der Verfasser ihrer Bedeutung bewusst ist.<sup>32</sup> Weshalb? Weil der Verfasser davon überzeugt ist, dass «dem geistigen Prinzip, wenn nicht die alleinige, dann doch die steuernde Funktion im menschlichen Leben» zukommt (S. 27), und «rein kulturell-ideologische Faktoren für eine Erklärung des Zustandes weit wichtiger sind» (S. 335).

### 3. Zur Privilegierung mental-ideologischer Faktoren

Ich gehe mit Anselm Zurfluh darin einig, dass auch kulturelle Lebensäußerungen geschichtsmächtig sind. Sie durchdringen Wirtschaft und Politik und prägen diese mit. Dies schliesst mit ein, dass auch unterschwellig Verhaltensregulierendes, einschliesslich der Kultur des Irrationalen, zu den historischen Realitäten jeder Gesellschaft gehört. Die Mentalitätsgeschichte hat Forschungsbereiche erschlossen, die neue Erklärungen zulassen und neue Fragen aufwerfen. In diesem Sinne hat sich jede Gesellschaftsgeschichte mit individuellen und gruppenspezifischen Erfahrungshorizonten, Wertmustern und Deutungssystemen zu befassen. Diese Aspekte sind gerade auch in neueren Arbeiten zur Urner Geschichte berücksichtigt worden, indem versucht wurde, den Bereich der Kultur bzw. der Mentalitäten mit dem wirtschaftlichen und soziopolitischen Umfeld zu verknüpfen und das Feld der Geschichte als Beziehungsnetz zwischen sämtlichen Ebenen menschlicher Existenz und ihrer materiellen Bedingungen zu erfassen. Genau umgekehrt verfährt Anselm Zurfluh: Bei ihm ist die Neigung zu beobachten, das Feld der Mentalitäten zu isolieren und ihm im Vergleich mit anderen Dimensionen der Geschichte (Politik, Wirtschaft, Macht, Herrschaft) eine höhere Würde zuzusprechen. Sein

genossenschaft 1798–1848, Zürich 1994; Urs Kälin, Die Urner Magistratenfamilien. Herrschaft, ökonomische Lage und Lebensstil einer ländlichen Oberschicht, 1700–1850, Zürich 1991.

<sup>31</sup> Exemplarisch etwa bei Philipp Arnold, Almosen und Allmenden, a.a.O., S. 180ff. So sollte das Festhalten am Hergestrichen nicht voreilig als spezifische Traditionsgebundenheit oder Neuerungsfeindlichkeit betrachtet werden. Dass sich das traditionell Bewährte mitunter tatsächlich als effektiver erweisen konnte als das Neue, zeigt Arnold am missglückten Versuch, in Uri Merinoschafe einzuführen; ebd. S. 183.

<sup>32</sup> Vgl. S. 329: «Die 'sozialen Mechanismen' sind in der 'Urner Mentalität' enthalten, auch wenn eine rückkopplungähnliche Beziehung von den Mechanismen zur Mentalität besteht.»

<sup>33</sup> «Mein Erklärungsversuch ist nicht besser, aber – um es mit Rolf Aebersold zu sagen – er ist 'um eine denkerische Stufe höher'». Zit. in: Urner Wochenblatt, 26.11.94 (Ein vorweihnächtliches Gespräch mit Dr. Anselm Zurfluh).

<sup>34</sup> Vgl. für das Folgende: Volker Sellin, Mentalitäten in der Sozialgeschichte, in: Wolfgang Schieder u. Volker Sellin, Sozialgeschichte in Deutschland, Bd. III: Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte, Göttingen 1987, S. 101–121; Hagen Schulze, Mentalitätsgeschichte – Chancen und

Ansatz «integriert den sozio-mechanischen Erklärungsversuch auf einer höheren Interpretationsebene» (S. 384) und ist allgemein um «eine denkerische Stufe höher»!<sup>33</sup> Dass darin die Gefahr einer kaum akzeptablen Verabsolutierung und Dogmatisierung liegt, braucht nicht betont zu werden.

Meines Erachtens ist der von Zurfluh angenommene Primat des Mentalen eine Folge der falschen Antithese von rein materialistischen und rein mental-ideologischen Elementen. Um dies verständlich zu machen, sind einige allgemeine Bemerkungen zur Mentalitätsgeschichte nötig.<sup>34</sup>

Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung ist für den Mentalitäts-historiker das Bild, das eine Gesellschaft von sich selbst besitzt: das Feld der sozialen Normen und Axiome, der kollektiven Sinnwelten, der Massstäbe für «richtiges» und «falsches» Verhalten. Mentalitäten lassen sich somit als kollektive Dispositionen beschreiben, und es wird angenommen, dass die Angehörigen einer Gruppe sich in der Regel, wenn auch nicht in jedem Einzelfall, entsprechend der Mentalität der Gruppe verhalten. Die Einordnung der Mentalitäten in den Gesamtzusammenhang der gesellschaftlichen Entwicklung gehört gegenwärtig freilich zu den umstrittensten Themen der wissenschaftstheoretischen Diskussion über Sinn und Funktion der Mentalitätsgeschichte. Ein wesentlicher Grund hierfür liegt zweifellos darin, dass Mentalitäten eine ganz unterschiedliche Tiefendimension, eine ganz verschiedene soziale Reichweite und dementsprechend eine je verschiedene Zeitstruktur aufweisen können. Je grösser die gewählte Bezugsgruppe, desto weniger vermag die Mentalitätsgeschichte zur Analyse konkreter Entwicklungen beizutragen. In der Tat stellt sich hier die Frage, wie sinnvoll die Suche nach dem kleinsten gemeinsamen Nenner ist, der das «urnerische Wesen» (S. 26) bzw. den «Urner als solchen» (S. 20) ausmacht und, unabhängig von den unterschiedlichen Handlungen, Erfahrungen und Interessen bzw. der differierenden Macht dieser Menschen, den Geissbauern im Maderanertal mit dem Militärunternehmer des 18. Jahrhunderts, den protestantischen Lokomotivführer mit dem Unterschächner Stümpeler, den Lotteriebetreiber Muheim mit dem Hintersassen Loretz von Gurtnellen, den aufgeklärten Wirt Franz Josef Meyer von Andermatt mit Pfarrer Aschwanden von Erstfeld, die Bäuerin Katharina Gnos (\*1919) mit Frau «Obervögtin» Salesia Schmid von Böttstein (1758–1807), den Fabrikbesitzer Dätwyler mit dem Schiffsgesellen Infanger und alle miteinander verbindet.<sup>35</sup> Wie verfänglich dieses Vorhaben ist, zeigt sich darin, dass sich mit der gleichen Berechtigung die umgekehrte (und vollends in ein trübes Fahrwasser führende) Frage aufwerfen liesse, wer denn eigentlich 'gar kein richtiger Urner' sei.

Wer nur auf die Mentalitäten achtet, die einer ganzen Gesellschaft gemeinsam sind, wird von Konflikten und Spannungen innerhalb dieser

Gesellschaft weitgehend abstrahieren müssen. Zudem setzt ein derart weit gespannter Zugriff (Bezugsgruppe, Zeit) die Vorstellung voraus, dass Mentalitäten in tiefen Schichten eines kollektiven Unbewussten angesiedelt sein müssen, in die nur schwer Bewegung zu bringen ist. Mentalitäten erscheinen in dieser Sicht als Faktoren des Immobilismus und als Hindernisse auf dem Wege der Veränderung. Hier wäre aber daran zu erinnern, dass die Beschränkung auf die beharrenden Elemente in der Geschichte ohne ersichtlichen Grund auch diejenigen Fälle ausklammert, in denen Mentalitäten Veränderungen begünstigen, ganz abgesehen davon, dass der angenommene Gegensatz von Traditionalismus und Modernität für die historische Analyse, wie oben ausgeführt, ein viel zu grobes Schema ist. Gerade die neueren sozial- und kulturanthropologischen Ansätze haben zu einer grundlegenden Infragestellung von unilinearen Sichtweisen geführt. Sie lassen deutlich werden, dass das, was zu schnell als unwandelbar und geschichtslos angenommen wurde und deshalb als marginal für den historischen Prozess, nicht nur geschichtsmächtig sein kann, sondern lange vor der «Moderne» eine höchst widersprüchsvolle und vielschichtige Geschichte hatte. Die blosse negative Umkehr der modernisierungstheoretischen Perspektiven stellt jedenfalls kaum einen gangbaren Weg dar. Sie führt zu einer falschen Romantisierung der Vergangenheit; Zurfluh's Buch ist über weite Strecken ein gutes Beispiel dafür. Nach meiner Überzeugung gibt es keine rationalen Entscheidungskriterien, die es gestatten würden, die Überlegenheit der kulturellen Dimension (Mentalität) a priori, gewissermaßen abstrakt-definitorisch festzulegen, wie dies bei Zurfluh der Fall ist. Nur die exakte historische Analyse ergibt, welche Dimension oder Kombination von Wirkungsfaktoren jeweils am stärksten ausgeprägt ist. Erkennt man die Gleichberechtigung und Gleichrangigkeit dieser konstitutiven Dimensionen einmal an, kann man keine von ihnen mehr offen oder insgeheim privilegieren, ihr ein Plus an Geschichtsmächtigkeit oder Erklärungskraft zubilligen. Aus diesen Gründen scheint es mir unumgänglich, dass mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen a priori in einen engen Zusammenhang mit den gesamten materiellen Rahmenbedingungen gebracht werden.<sup>36</sup>

Grenzen eines Paradigmas der französischen Geschichtswissenschaft, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 36 (1985), S. 247–270; Winfried Schulze, Einleitung, in: ders., Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 6–18.

<sup>35</sup> Selbst Eduard Renner geht diesbezüglich entschieden vorsichtiger zu Werke als Anselm Zurfluh: seine Bezugsguppe ist nicht der Urner, sondern der Urner Bergler.

<sup>36</sup> Vgl. dazu Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Erster Band: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Denfensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815, München 1987, S. 6f.

Schliesslich muss ein Problem genannt werden, das die wohl härteste Begrenzung der Beschäftigung mit historischen Mentalitäten darstellt: das Problem der Quellen. Hier stellen sich vorab quellenkritische Probleme: In welcher Beziehung steht das jeweilige Quellenmaterial zu seiner zeitgenössischen «Realität»? Auf welchen Ausschnitt dieser Realität bezieht es sich? Unter welcher Perspektive ist die Realität betrachtet worden? Da wir es bei Mentalitäten mit kollektiven Phänomenen zu tun haben, unterliegen die einschlägigen Quellen einem wesentlichen Auswahlkriterium, dem der Repräsentativität.

#### 4. Quellen und Quellenkritik

Eine Hauptschwierigkeit jeder Untersuchung zur Mentalitätsgeschichte liegt in der Erschliessung von Quellen, die über kollektive Meinungen, Auffassungen, Welt- und Wunschvorstellungen der Bevölkerung bzw. einzelner Bevölkerungsgruppen Auskunft geben. Der naheliegende Zugang über Aussagen derjenigen Personen, deren Mentalität erforscht werden soll, erscheint auch deshalb in vielen Fällen als unzureichend, weil es immer nur einzelne sind, die sich überhaupt geäussert haben. Dies gilt namentlich für die vorindustriellen Gesellschaften, wo die grosse Masse der Bevölkerung keinerlei schriftliche Zeugnisse hinterlassen hat.<sup>37</sup> Mit anderen Worten: Die zum Teil äusserst spärliche Überlieferung erlaubt für die Zeit vor dem 18. Jahrhundert kaum überzeugende Schlüsse für die Allgemeinheit einer Bevölkerung, sondern bestenfalls einzelne Einblicke in die Lebens- und Vorstellungswelt einer dünnen Oberschicht. Zudem ist darauf hinzuweisen, dass aus der Optik der Schreibenden, die ja in aller Regel zur gebildeten Oberschicht und zu den regierenden Kreisen gehören, die Lebenslage, der Erfahrungs- und Zukunftshorizont, die Wertung, Deutung und Artikulation der Daseinsverhältnisse breiterer Bevölkerungskreise verzerrt werden. Vor diesem Hintergrund ist bei deutenden und verallgemeinernden Schlüssen grösste Vorsicht angezeigt, denn die Erkenntnismöglichkeiten des mentalitätsgeschichtlichen Zugangs sind nicht nur wesentlich von der Auswahl und der Qualität der benutzten Quellenmaterialien abhängig, sondern auch von der Sorgfalt und Umsicht, mit der diese Quellen in ihrem biographischen, sozialen, wirtschaftlichen, rechtlichen, politischen, ideologischen und kulturellen Umfeld ausgewertet und interpretiert werden. Gerade diesbezüglich erweckt die Arbeit von Anselm Zurfluh grösste Bedenken. Methodisch unbekümmert sieht er über den Charakter der Quellen, ihre Wirkungsabsicht und ihren Kontext hinweg und ignoriert die oft deutlich schichtspezifischen Bezüge der von ihm verwendeten Materialien. Die Auswahl der Quellen erscheint derart willkürlich und zufällig, dass man es dem Autor gerne abnimmt, wenn er mehrfach davon spricht, dass er seine Studie auf der Basis einer «Grundstimmung»<sup>38</sup> entwickelt habe. Inwiefern dies freilich der Aufgabe des Historikers entspricht, komplexe Sachverhalte und Vorgänge in ihrer Mehrdimensionalität zu erkennen und in differenzierter Abwägung der Argumente zur Darstellung zu bringen, bleibt dahingestellt.

Über das tatsächliche Ausmass seiner Quellenarbeit lässt Anselm Zurfluh seine Leser im unklaren. Mehrfach wird erwähnt, die Quellen und Dokumente seien möglichst umfassend gewählt worden.<sup>39</sup> Der Autor versteigt sich schliesslich gar zur Aussage, dass er «neben den Schriftstellern

<sup>37</sup> Vgl. Volker Sellin, Mentalitätsgeschichte, wie Anm. 34, S. 109.

<sup>38</sup> Vgl. S. 360: «Zudem werden alle möglichen Quellen neben den Sagen zur Modellkonstruktion herangezogen und aus der Gesamtheit dieses Korpus ergibt sich eine Grundstimmung, ein zugegebenermassen vielfach diffuses, 'homöopathisch' anmutendes Beobachtungsbündel, das für das von mir rekonstruierte Modell spricht.» Vgl. auch S. 373.

<sup>39</sup> Vgl. S. 24, 26, 360, 364.

<sup>40</sup> Zu diesen Quellengruppen nur soviel: Auf die Problematik, die Urner Sagen direkt in mentalitätsgeschichtliche Elemente umgiessen zu wollen, ist von Pierre Dubuis und Martin Stadler hingewiesen worden. Vgl. Anm. 1 und Martin Stadler, Die Galerie der Gefühle, in: APERO (Beilage zur LNN), 10. 11.1994. Für das Methodenverständnis bei Anselm Zurfluh ist es aufschlussreich, wenn der Verfasser «das Urner Wochenblatt in etwa der Sagensammlung Müllers» gleichstellt (S. 362). Wie die Urner Sagen beigezogen werden können, um Einsichten zu unterstützen, die mit anderen Methoden gewonnen wurden, zeigt exemplarisch der Aufsatz von Claudia Töngi: Der Ort des weiblichen Körpers in Gefährdungsvorstellungen am Beispiel eines Urner Bergdorfes, in: Historische Anthropologie, 1 (1993), S. 250–272.

Was die Arbeit Eduard Renners betrifft, fehlen bis heute fundierte Studien. Ich halte es allerdings für dringend geboten, dessen Vorstellungen vom Denken und Fühlen des Urner Berglers vor dem Hintergrund der geistigen Strömungen der Dreissiger Jahre zu analysieren.

Wie Urspeter Schelbert ausführt, ist die Kontextualisierung und Interpretation demographischer Quellen nicht zuletzt eine Frage der wissenschaftlichen Grundhaltung: «Eine vergleichbare Intensität und methodische Tiefe, wie wir sie für die Durch-

und Künstlern, wie etwa Heinrich Danioth (1896–1953), Ludwig Lusmann (\*1911) oder Martin Stadler (\*1944), alle auffindbaren und in unser Arbeitsfeld einzureihenden Quellen benützte und sie jeweils punktuell behandelte und bewertete.» (S. 26, Hervorhebung UK). Eine solche Äusserung kann man nicht zum Nennwert nehmen. Meines Erachtens ist gerade die indiskutablen Quellenbasis für Über- und Fehlinterpretationen sowie für den spekulativen Charakter von Zurfluh's Ausführungen verantwortlich. Das Spektrum der verwendeten Quellengattungen ist nämlich ausserordentlich eng. Neben den demographischen Materialien stützt sich der Autor hauptsächlich auf die Sagensammlung von Josef Müller, auf den «Goldenene Ring» von Eduard Renner, auf die gedruckten Schriften von Franz Vinzenz Schmid (1758–1799), Karl Franz Lusser (1790–1859), Gustav Muheim (1851–1917) und Gustav Caluori, auf Zeitungsartikel aus dem «Urner Wochenblatt» sowie auf die Werke verschiedener Künstler und Schriftsteller.<sup>40</sup> Zahlreiche Quellengruppen, die trotz den Brechungen der obrigkeitlichen Überlieferung eine Fülle von Informationen über alltägliche Einstellungen breiterer Bevölkerungsschichten erschliessen, bleiben weitgehend oder vollständig ausgeklammert. Zu denken ist hier etwa an: Protokolle und Verwaltungsakten aller Art, gerichtliche Verhör- und Zeugenaussagen, Predigten, Standreden, Sittenmandate, Dorfchroniken, Turmknopfschriften, persönliche Briefe, Tagebücher, Testamente, Eheverträge, Gnadengesuche, Kaufmanns- und Rechnungsbücher etc. Ohne die Problematik unterschlagen zu wollen, die auch diesen Quellengattungen innewohnt, ist doch anzunehmen, dass die Berücksichtigung solcher Materialien mit grösserer Lebensnähe der einseitigen und auf magisch-religiöse Einstellungen hin überdeterminierten Sichtweise bei Anselm Zurfluh wohl entgegengewirkt hätte. Die Erweiterung der Quellenbasis hätte es ferner erlaubt, gerade jene Veränderungen, die aus der Sicht eines ständisch-christlichen Welt- und Familienbildes vorwiegend negative Akzente erhalten, in einer Art zu interpretieren, die der subjektiven Erfahrungssituation der Betroffenen gerecht zu werden versucht. Stattdessen führt der Autor häufig isolierte Quellenbelege an, denen sich ohne Mühe diametral zuwiderlaufende Zitate gegenüberstellen liessen. Mit solchen, zu Argumentationsketten verknüpften Belegen würde freilich ein genauso wenig überzeugendes Bild vermittelt, wie dasjenige, das uns Anselm Zurfluh präsentiert.<sup>41</sup> Damit ist erstens die Frage der Repräsentativität der Quellen angesprochen. Im Gegensatz zu Anselm Zurfluh mag ich nicht recht glauben, dass die Schriften eines Franz Vinzenz Schmid, eines Karl Franz Lusser oder eines Gustav Muheim tatsächlich die Weltanschauung ihrer Mitbürger widerspiegeln.<sup>42</sup> Die Verwendung solcher Texte ohne Analyse der Standortgebundenheit ihrer Verfasser scheint mir bedenklich. Ich halte es beispielsweise für ver-

dringung der demographischen Fragestellungen angestrebt haben, liesse sich nämlich innerhalb dieser Studie für die Erforschung anderer, mit der Bevölkerungsgeschichte zwar aufs Engste verknüpfter Lebensbereiche - man denke beispielsweise an gesellschaftliche oder wirtschaftliche Aspekte - kaum erreichen. Damit wäre die Gefahr gegeben, dass die möglichst nuanciert beschriebenen Ergebnisse der bevölkerungsgeschichtlichen Untersuchung durch eventuell voreilig, oberflächlich oder einseitig hergestellte Bezüge zu anderen, ungenügend erforschten Zusammenhängen wieder nivelliert und verdunkelt würden.» Zit. Urs Peter Schelbert, Bevölkerungsgeschichte der schwyzerischen Pfarreien Freienbach und Wollerau im 18. Jh. (Diss. Basel), Zürich 1988, S. 10.

<sup>41</sup> Dazu zwei Beispiele: Nach Anselm Zurfluh herrscht in Uri eine grosse Abneigung gegen die 'aktive Speculation'. Als Beleg führt der Verfasser u.a. ein Zitat von Karl Franz Lusser an, der darauf hinweist, dass die Reichen keine Lust zeigten, «etwas für grössere Speculationen zu wagen, wollen ihre Glücksgüter lieber in Ruhe geniessen.» Karl Franz Lusser, Der Kanton Uri: historisch, geographisch, statistisch geschildert, St. Gallen 1834, S. 61; zit. in: Anselm Zurfluh, S. 216. Dieses Zitat hätte Anselm Zurfluh allerdings dafür sensibilisieren müssen,

fehlt, die Aussagen von Karl Franz Lusser über die fremden Kriegsdienste als repräsentativ zu bezeichnen. Eine solche Einschätzung scheint mir nur durch die Unkenntnis der Lebensgeschichte Lussers, der spezifischen Familientradition und der gesamtgesellschaftlichen Bewertung der Solddienste in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erklärbar.<sup>43</sup> Geradezu groteske Züge nimmt das selektive Auswahlprinzip an, wenn der Verfasser im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung um Bischof Wolfgang Haas aus einem fundamentalistischen Leserbrief zitiert, und darin den «Volksglauben in eine unmittelbare und radikale göttliche Gerechtigkeit» dokumentiert sieht.<sup>44</sup> Zweitens wirkt auch die Behandlung und Bearbeitung der Quellen selbst, sowohl auf der Text- und der Kontext-Ebene als auch auf der Ebene der Interpretation, irritierend. Sagen, Nekrologie, Leserbriefe aus dem «Urner Wochenblatt», Neujahrsansprachen von Politikern und literarische Werke werden gleichwertig behandelt und ohne nähere Bestimmung der Quellentypologie und der jeweiligen Funktion des Quellenbelegs für bare Münze ausgegeben. Man mag ja noch Verständnis dafür aufbringen, wenn viele Quellen ungenau zitiert werden<sup>45</sup>; inakzeptabel ist es aber, wenn elementarste Grundsätze der Quellenkritik unbeachtet bleiben. Es geht nicht an, dass Materialien ausgewertet werden, die der Verfasser offenbar nie gesehen hat<sup>46</sup>, oder dass Quellen – in Unkenntnis des politischen, wirtschaftlichen oder soziokulturellen Zusammenhangs, in dem sie stehen – für Zwecke verwendet werden, für die sie wenig bis nichts hergeben. Als Beispiel für den unbekümmerten Umgang mit Quellen erwähne ich die Verwendung eines Auszugs aus dem Testament von Franz Sebastian Crivelli, der in völliger Umkehrung des rekonstruierbaren Sachverhalts<sup>47</sup> für den Nachweis herhalten muss, dass die Arbeit in Uri kein Wert an sich und nicht Selbstzweck sei, sondern symbolisch als moralische Verpflichtung gegenüber andern Personen und der Gesellschaft aufgefasst werden müsse und angeblich aufzeige, dass «man nicht mit jedweder Arbeit zufrieden sein darf».<sup>48</sup> Welchen krampfhaften Interpretationsaufwand der Autor mitunter betreibt, um angeblich typisch urnerische Denkmuster nachzuweisen, illustriert ferner seine Behandlung einer Nebelspalter-Karikatur von Heinrich Danioth, die den Kopf eines pfeiferauchenden Urners zeigt und mit folgendem Text unterlegt ist: «Wieso brüchts jetz uf äinisch än Arbeiter im Bundesrat? Hennt's de bis jetz niit gschaffet?»<sup>49</sup> Daraus zieht Zurfluh folgenden, bemerkenswerten Schluss: «Offensichtlich ist für diesen Bauer der Bundesrat eine abstrakte Grösse, die nicht viel nützt. (...) Kurz, eine Regierung in Bern ist so weit weg, dass ein 'Bundesrat' überhaupt nichts bedeutet, zumal dessen Kompetenzen völlig unbekannt sind und zudem seine Entscheide für den Kanton als schädlich angesehen werden.» Ganz abgesehen vom satirisch-ironischen Gehalt dieser Karika-

dass die geringe Risikobereitschaft und das defensive Wirtschaftsverhalten der Altdorfer Elite vor dem Hintergrund der schrumpfenden Vermögen zu sehen sind. In Anbetracht des folgenden Zitats ist es wohl verfehlt, Lusser generell einen Argwohn gegen die Spekulation unterstellen zu wollen: «Es herrscht noch zu wenig Speculations Geist bey denen, denen es die oeconomicischen Umstände erlaubten, grössere Unternehmungen zu wagen.» StAUR; Nachlass Karl Franz Lusser, Beschreibung der Urner (Manuskript), S. 70.

In einem anderen Zusammenhang spricht Zurfluh davon, dass der kriegerische Geist eine «konstante Erscheinung der ganzen Gesellschaft» in Uri darstelle. Auch diesbezüglich liefert Lusser eine abweichende Einschätzung: Er ist davon überzeugt, dass der Urner «durch langen Frieden leitsammer und zugleich weniger kriegerisch geworden» sei.

StAUR, Nachlass Karl Franz Lusser, Der Kanton Uri (Manuskript), S. 119.

<sup>42</sup> Vgl. S. 25, S. 113.

<sup>43</sup> Bekanntlich trug sich Lusser selbst mit dem Gedanken, eine Offizierskarriere einzuschlagen. Sein Bruder Karl war aktiv in neapolitanischen Diensten, sein Vater Kompanie-eigentümer im Regiment Wirz in neapolitanischen Diensten; gleiches gilt für seinen Onkel sowie für zahlreiche weitere Personen aus seinem Verwandten- und Bekanntenkreis.

tur, den Zurfluh geflissentlich übersieht, verkennt er auch den politischen Kontext, der ihr überhaupt erst einen Sinn verleiht. Diese Karikatur erschien nämlich im Vorfeld der Bundesratswahlen vom 12. Dezember 1929, die, infolge einer Doppelvakanz, unter dramatischen Umständen verlief. So meldete die Sozialdemokratische Partei erstmals ernsthaft ihren Wunsch an, in der obersten Landesbehörde vertreten zu sein. Gewählt wurden schliesslich Rudolf Minger (1881–1955), als erster Bundesrat der BGB, und Albert Meyer (1870–1953, FDP). Die alte Formel (5 Freisinnige und 2 Katholisch-Konservative) war damit gesprengt.<sup>50</sup> Es ist gewiss nicht immer einfach, diese kausalen Verknüpfungen mit dem historischen Umfeld herzustellen. Wer sich allerdings wie Anselm Zurfluh explizit in der Tradition der Annales-Schule sieht, dürfte sich wohl kaum mit den jeweils nächstliegenden Erklärungen zufriedengeben oder hätte wenigstens zu den weissen Flecken zu stehen, die sich der Forschung entgegenstellen, statt stets die Illusion ihrer Geschlossenheit aufrechtzuerhalten.

## 5. Inhaltliche Aspekte

Die Methode und die eigenwilligen Prinzipien bei der Quellenauswahl führen auf der inhaltlichen Ebene zu groben Verallgemeinerungen. Was Zurfluh mit den Prädikaten Traditionalismus, Kontinuität und Dauerhaftigkeit versieht, bezieht sich wohl in erster Linie auf eine bäuerliche Lebenswelt, und genau dafür ist die empirische Fundierung bei Zurfluh äusserst dürftig. Viele Passagen sind in höchstem Masse spekulativ; die Aussagen zur Arbeitsmoral der Urner, zum Familienleben und zum Geschlechterverhältnis, zum Raum- und Zeiterleben stehen zu oft im luftleeren Raum und verweisen allenfalls auf Desiderata der (Regional-)Geschichtsschreibung. Gerne möchte man beispielsweise Näheres über die Demographiegeschichte des Mittelalters wissen, wenn Anselm Zurfluh behauptet, «die grosse demographische Revolution des 12./13. Jahrhunderts, nämlich das Verschieben des durchschnittlichen Heiratsalters der Frauen von 15–18 Jahren auf über 25 Jahre» sei in Uri erst «mit zwei Jahrhunderten Verspätung eingeführt» worden (S. 170). Ähnlich spekulativ und ohne empirische Fundierung präsentieren sich Aussagen über den Wohlstand in Uri, der «im 16./17. Jahrhundert ... am höchsten» war (S. 188) oder über die volkswirtschaftliche Gesamtbilanz im 18. Jahrhundert, von der Zurfluh annimmt, sie sei ausgeglichen gewesen, «da die Bevölkerung sich nicht stark wegen Verarmung beklagt» (S. 190). Laut Zurfluh wurde die Reformation in Uri «als widerrechtlich empfunden, weil sie gegen die 'von Gott eingesetzte und gewollte Ordnung' verstieß»

Auch die Familie seiner Frau weist eine lange Solddienstradition auf. Zur Zeit Lussers waren die fremden Kriegsdienste im Landvolk längst diskreditiert. Vgl. dazu: Philipp Arnold, Almosen und Allmenden, Zürich 1994, S. 73ff.

<sup>44</sup> Vgl. S. 280.

<sup>45</sup> Dies gilt beispielsweise für alle Zitate aus der Arbeit von Eva Maria Müller über das lituarische Werk Heinrich Danioth (S. 46, 124, 125, 210, 252, 307).

<sup>46</sup> Vgl. z.B. die Offiziersliste von 1763 (S. 181), die in Abbildung 14 in unzutreffender Weise ausgewertet wird, oder den Nachruf auf Tsches Krupski, Gotthard Post, 24.2.1940. Dieser Nachruf – nach Eva Maria Müller eine «literarische Charakterschilderung» – soll bei Anselm Zurfluh angeblich typisch uralterische Lebensart illustrieren (S. 307). Hätte sich Zurfluh die Mühe genommen, den von ihm verwendeten Textausschnitt in seinem Zusammenhang zu interpretieren, wäre ihm die folgende Passage wohl nicht entgangen: «Er selber (Tsches Krupski, UK) legt nicht Ozeane zwischen den Ort seines Verzichtes und den seiner Zuflucht. Wohl aber tat das für ihn sein Vater. Er umfuhr eine halbe Welt, als er, der polnische Patriot, der russischen Despotie entfloh, um in Genf den Boden seiner neuen Heimat zu erreichen.

Diese Tatsache sei in den Mittelpunkt gerückt. Sie offenbart uns ja die Elemente, die die eigenwillige

(S. 78). Woher der Autor darüber Bescheid weiss, bleibt allerdings ebenfalls im Dunkeln. Ferner: Der mentale Horizont der Urner Gesellschaft müsste auf jeden Fall einem interregionalen Vergleich unterzogen werden, bevor Aussagen über dessen Besonderheit gemacht werden können. Auf naheliegende Vergleiche mit anderen Innerschweizer Landsgemeindedemokratien oder mit den inneralpinen Autarkiegebieten (Vorderrhein, Goms, Leventina) verzichtet der Verfasser. Statt dessen werden Räume und Zeiten übergreifende Vergleiche angestellt, die notwendigerweise der Tendenz Vorschub leisten, die jeweils interessierenden Phänomene sehr weit aus ihrem zeitlich spezifischen und sich wandelnden politischen und sozioökonomischen Kontext herauszulösen: griechische und skandinavische Mythologie und Urner Sagenwelt (S. 72, 324f.), Sexualverhalten in Uri und in der Bretagne (S. 267), Parallelen im Denken und Handeln zwischen den Urnern und der muslimischen Bergbevölkerung von Montenegro (S. 331).

Ausserdem kann dem Autor eine lange Reihe von Irrtümern und Fehleinschätzungen nachgewiesen werden.<sup>51</sup>

So macht nach Zurfluh die Fläche des Kantons nur 0.006% der Gesamtfläche der Alpen aus (S. 30), der Weinbau in Uri ist angeblich neueren Datums (S. 33) und nach Zurfluh gibt es vom Kanton Nidwalden her keinen Zugang auf dem Landweg (S. 51). Weiter behauptet der Autor, die Liebhaber der Berge des 18. Jahrhunderts seien noch keine wirklichen Kenner gewesen (S. 40), was immer dieses «Kennertum» auch beinhaltet mag, der Passweg sei in Müllers Sagensammlung nicht präsent (S. 56), der direkte, beständige Kontakt mit Fremden habe keine Auswirkung gezeigt (S. 146), das Praktizieren des Betrufes sei eine Exklusivität des Mannes (S. 63, S. 158), in Uri werde «willentlich» keine mercantilistische Politik betrieben (S. 172), die letzten Urner Söldner hätten im Dienst Neapels gestanden (S. 180), (Solddienst-) Kapitulationen würden zwischen Kantonen und fremden Mächten geschlossen und hätten die Auszahlung von Pensionen zur Folge (S. 183), die französischen Pensionsgelder um 1790 seien unbekannt (S. 183), mit Ausnahme von Altdorf, Andermatt, Silenen und Wassen habe man in den Urner Dörfern keine Handwerker gebraucht (S. 183), die polemisch geführte politische Debatte habe in Uri keinen Stellenwert (S. 195), die 1882 fertig erstellte Eisenbahn habe zum vollständigen Ruin des Transportsektors geführt (S. 188), zu Beginn des 19. Jahrhunderts seien in Uri eine Ziegelei und eine Papierfabrik gegründet worden (S. 192), in Uri habe es auch vor 1800 keine Heimarbeit gegeben (S. 204), das ‘fiktive Geld’ habe keinen Substanzwert (S. 213), man finde praktisch kein Geld von Privaten ausserhalb des Kantons (S. 218), die Berufswahl sei noch heute eher einseitig (S. 223), es habe keine Gewaltakte gegen Militär- und Zivilpersonen gegeben, die mit der Helvetischen

Persönlichkeit des Tsches formten. So merken wir denn, dass seine Sinne ihren Urgrund in einem ganz fernen, fremden Erdenraume haben. Merken, dass der Verehrte von seinem Erzeuger Gesichte übernahm, in denen ein eigenes Los und das eines Volkes für immer lebendig bleiben. (...) Aus den Weiten seiner Herkunft erwächst ihm sein kluges Distanzhalten zu den Dingen des Meinungsstreites. Die Nöte(n) seiner Vorfahren lehren ihn ein weises Haushalten mit den Stoffen des geistigen und leiblichen Bedarfes. Und aus der Qual der Vereinsamung reift jene kindhafte Zuneigung zu Mensch, zu Tier und Pflanze. Vererbtem Boden entrissen, sucht er sich umso mehr im Neuen zu verwurzeln. (...) Der Wunsch so manches Zeitgenossen ist erfüllt. Tsches ist die prächtige Verbindung von Bürgertum und Boheme – man gebe zu, dass er eigentlich schon darum so beliebt ist.»

<sup>47</sup> Vgl. dazu: Urs Kälin, Die Urner Magistratenfamilien, Zürich 1991, S. 233f. Crivelli war durch die Zufälligkeiten des Familiencyklus benachteiligt. 1757 erhielt er die Gardehauptmannschaft in Bologna, was seinen misslichen finanziellen Verhältnissen ein Ende setzte.

<sup>48</sup> S. 197.

<sup>49</sup> S. 252f.

<sup>50</sup> Vgl. Urs Altermatt (Hg.), Die Schweizer Bundesräte: ein biographisches Lexikon, Zürich 1992, S. 372f und S. 378f. Ähnlich problematisch ist Zurfluh's

Republik zusammengearbeitet hatten (S. 240), die Mitglieder der Gerichte würden von der Landsgemeinde gewählt (S. 240), die Bewohner der Leventina seien nicht diskriminiert worden (S. 251), im grossen und ganzen würden die Urner nur dann etwas lesen, wenn es sie und ihren Lebensraum betreffe (S. 254), ohne Kirche könne in Uri nichts festgelegt werden (S. 282), nirgendwo tauche die leiseste Idee auf, dass die wirtschaftliche Produktion nur Ausbeutung eines Teils der Bevölkerung durch den anderen bedeuten könnte (S. 304), alle Berggebiete würden mit Uri darin übereinstimmen, dass sie am laufenden Modernisierungsprozess nirgendwo entscheidenden und aktiven Anteil hatten (S. 331) etc. etc.

Auf dieser Grundlage rekonstruiert Anselm Zurfluh ein wahrhaft merkwürdiges Geschichtsbild: Die urwüchsigen, naturhaften Urner sind ungewöhnlich kinderliebend, etwas naiv und ungebildet, wenig rechenhaft und selbstgenügsam. Sie verherrlichen die Kraft und leben eine vorbildliche Religiosität auf der Grundlage einer «psychischen Übereinstimmung» zwischen der magischen Weltsicht und dem Katholizismus (S. 280); Ziel des Lebens ist die Nachahmung Christi und der Versuch, die Vollkommenheit zu erlangen, wie der vorbildliche Wilhelm Tell (S. 250), während andererseits das Geld verdammt wird (S. 213). Die Urner lieben zwar die Freiheit, gleichzeitig wird aber die Ungleichheit der Menschen in Uri als natürlich und als positiver Wert erlebt (S. 248). Für individuelle Phantasie gibt es keinen Platz (S. 303) und mitunter verhalten sich die Urner instinktiv (S. 243); der kriegerische Geist ist eine konstante Erscheinung der ganzen Gesellschaft (S. 323). «Die Frau tut genau, was sie muss: Sie beschäftigt sich mit den Kindern und ihrem Wohlbefinden.» Sie nimmt deshalb «einen wichtigen Platz im Leben dieses Landes ein» (S. 295).

Diese Zuschreibungen stimmen in wesentlichen Punkten mit den Stereotypen des schweizerischen Hirtenkriegertums überein, wie sie etwa bei J. G. Wackernagel oder W. Schaufelberger nachgelesen werden können.<sup>52</sup> Es ist hier nicht möglich, im Detail nachzuweisen, was der reale Gehalt solcher pauschalen und verzerrenden Klischeevorstellungen ist. Nur soviel:

a) Im Zusammenhang mit der Urner Landsgemeindedemokratie weist Anselm Zurfluh mit Recht darauf hin, dass die Frage nach Macht und Herrschaft in einem grundsätzlich egalitär angelegten politischen System nicht gestellt werden kann, ohne gleichzeitig die Modalitäten ins Blickfeld zu rücken, die der Anerkennung von Machtansprüchen im Sinne von Gehorsam oder Gefolgschaft zugrundeliegen. Eine Erklärung, die sich ausschliesslich auf mental-ideologische Aspekte beschränkt, greift hingegen entschieden zu kurz. Zurfluh übersieht zum einen, dass bis ins 19. Jahrhundert hinein mit den kollektiven Ressourcen (Alpen, Allmenden,

Einschätzung, dass Bürger und Arbeiter nicht zur Kultur und Zivilisation von Uri gehörten und deshalb nie erwähnt würden, auch nicht bei Heinrich Danioth (S. 304). Zum Verständnis der Arbeitersituation bei Heinrich Danioth kann man die differenziertere Darstellung von Eva Maria Müller konsultieren (S. 26).

<sup>51</sup> Ich verzichte auf die Richtigstellung dieser Einzelheiten und möchte nur ein einziges Beispiel herausgreifen: Anselm Zurfluh behauptet, nur der «Alphirt oder der pater familiæ» hätten das Recht, den Betruf zu praktizieren (S. 63). Der Ring sei «eine Exklusivität des Mannes» (S. 158, Anm. 86). In der Ortsmonographie Bürglen. Gedenkbuch Jubiläumsfeier in Bürglen 857–1957, Altdorf 1957, S. 242, findet sich hingegen der Abdruck eines Betrufes mit folgender Vorbemerkung: «Diesen Betruf hat eine bodenständige Älplerin, Frau Johanna Planzer-Gisler, + 20. Mai 1948, auf der Alp Mättental während 48 Sommern täglich mit lauter, klarer Stimme in den dämmernden Abend hingerufen, so dass man ihn stundenweit vernehmen konnte. So oft ein schweres, drohendes Unwetter heraufzog, hat sie auch während des Tages, umgeben von ihrer grossen Kinderschar, mit diesem Betruf Gottes Schutz auf ihre Alp herabgelebt.» Nebenbei vermerkt: Bei dieser Bäuerin handelt es sich um meine Urgrossmutter.

ein genossenschaftlich organisiertes Transitwesen, Pensionsgelder etc.) ein Substrat für schichtenübergreifende Interessen vorhanden ist. Die kollektiven Nutzungsrechte und Privilegien stellen ein identitätsstiftendes Element von hoher integrativer Kraft dar; sie prägen das Selbstwertgefühl der Urner – oder genauer: der nutzungsberechtigten Landleute – ganz entscheidend mit. Zum andern werden bei Zurfluh die bewussten oder unbewussten Machterhaltungsstrategien der Eliten negiert, die der Verfasser angesichts der weitgehenden mental-ideologischen Übereinstimmung für obsolet hält. Ich teile diese Meinung nicht. Die Frage nach den Bereichen, Medien und Strategien, um nach oben zu kommen und oben zu bleiben, scheint mir im Gegenteil ausserordentlich aufschlussreich. Gerade weil die Machtpositionen innerhalb der Landsgemeindedemokratie tendenziell ständig bedroht waren, ist es nicht ganz uninteressant, die Formen der Positionsabsicherung bzw. -verbesserung und die Anpassungsleistungen der Elite zu analysieren. So halte ich beispielsweise auch den Kampf um die Schaffung oder den Erhalt von Formen der sozialen Abgrenzung (Distinktion), gerade auch unter mentalitätsgeschichtlichen Aspekten, für zentral. Solche Konflikte, die sich beispielsweise an der Haltung von Jagdhunden, an der Zuweisung der sog. einbeschlossenen Kirchenstühle oder an den exklusiven Geselligkeitsformen (z.B. die Herrenfastnacht) entzünden, lassen sich jedenfalls in grosser Zahl nachweisen.

b) Die Spezifika der Markgenossenschaft werden bei Zurfluh nicht nur im Zusammenhang mit der Politik ungenügend beachtet, sondern auch im Hinblick auf die Wirtschaft. Insbesondere die Logik des sozioökonomischen Interessenausgleichs wird leider nur oberflächlich behandelt. Dabei liessen sich gerade hier höchst aufschlussreiche Parallelen zur zünftisch-städtischen Wirtschaft ziehen: Beide Wirtschaftssysteme kennen eine privilegierte Rechtsstellung der Bürger und eine restriktive Niederlassungspolitik: «Hier wie dort ist es ein polyfunktionales Gebilde, wobei zwischen den verschiedenen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Aufgaben und Interessen ein Ausgleich zu schaffen ist, so dass wirtschaftliche Neuerungen und Expansion, sofern sie auf Kosten der Interessenharmonie gehen, verpönt sind, ja bestraft werden. Wirtschaftliche Vorteile werden diesem Interessenausgleich geopfert.»<sup>53</sup> Dennoch gibt es – v.a. mit dem Militärunternehmertum, im Transitsektor und mit dem textilindustriellen Verlagswesen – innerhalb dieses Systems Betätigungsfelder, denen innovative und spekulative Elemente keineswegs fremd sind. Wenn Zurfluh davon ausgeht, dass der Kanton «kaum am 'kapitalistischen Leben'» teilnehme (S. 222) und von einem «Staat ohne Unternehmer» gesprochen werden dürfe (S. 317), hat dies mit der historischen Wirklichkeit wenig zu tun.<sup>54</sup>

<sup>52</sup>Vgl. Matthias Weishaupt, Bauern, Hirten und «frume edle puren». Bauern und Bauernstaatsideologie in der spätmittelalterlichen Schweiz (Nationales Forschungsprogramm 21: Kulturelle Vielfalt und nationale Identität), Basel 1992, v.a. S. 127-147.

<sup>53</sup>Vgl. Rudolf Braun, Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz, Göttingen 1984, S. 76f.

<sup>54</sup>Man möchte hier etwa an die Speditionsunternehmer, an die Käse- und Weinhandler, an die sog. Welschlandfahrer, an die Bauunternehmer, an die Lotteriebetreiber, an die «Privatbankiers», an die Florettseidenverleger und -händler, an die «Baumwollherren» und insbesondere an die zahlreichen Militärunternehmer erinnern. Gerade bezüglich der fremden Kriegsdienste nimmt Anselm Zurfluh weder die politischen noch die unternehmerischen Aspekte zur Kenntnis: von der Kreditbeschaffung, der Rekrutenwerbung und dem Rekrutentransport über die vielfältigen Geldgeschäfte oder über die «Personalpolitik» bis hin zu Fragen der Anlagestrategien für die erwirtschafteten Solddienstgewinne.

<sup>55</sup>Dazu erhellend die folgenden, nebelhaften Zitate bei Anselm Zurfluh: «Die Geschichte ist schichtenförmig gelagerte Bewahrung der verschiedenen Dauer. Die Gegenwart häuft Schöpfung, Bewahrung, Zerstörung auf. Das Ereignis stützt sich auf strukturelle Regelmässigkeiten, die es verstärkt oder leug-

c) Bei der Beschäftigung mit dem religiös-kirchlichen Einfluss in Uri vernachlässigt Zurfluh, dass jede Religion in einem engen Wechselbezug mit den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Realitäten einer Gesellschaft steht. Sozialgeschichtlich relevante Fragestellungen nach schichtenspezifischen Merkmalen von Religiosität, nach dem Verhältnis von theologisch normierter Religion und volkstümlicher Frömmigkeit - für die das theologisch-dogmatische Wissen kaum eine Rolle spielt, wohl aber die konkreten Heilsangebote der Kirche – oder nach den Wechselwirkungen von Politik und Religion werden nur oberflächlich gestreift. So wird u.a. auch das Urner Staatskirchentum fast völlig ausgeblendet. Zudem wäre daran zu erinnern, dass das von Zurfluh gezeichnete Bild der Eintracht zwischen Kirche und Volk bzw. Obrigkeit durch eine ganze Reihe von merkwürdigen Zwischenfällen gestört wird. Dabei geht es nicht um einzelne unwürdige Priester. Vielmehr lässt sich zeigen, dass sich in Uri, wie in anderen Landsgemeindeorten der Innerschweiz, – eine autoritäre Haltung gegenüber den Repräsentanten der Kirche entwickelte. Ein weiterer Punkt ist zu berücksichtigen: Herrschaft äussert sich nicht zuletzt darin, dass bestimmte Gruppen ihren Wertungen, Einschätzungen und Deutungen durch Institutionen weitreichende Geltung verschaffen können. Gerade diesbezüglich spielte die Kirche – ganz im Sinne der Elite – eine zentrale Rolle.

Es ist im weiteren bedauerlich, dass Zurfluh auf eine detaillierte Analyse politischer Bruchstellen verzichtet. Damit meine ich beispielsweise die Helvetik, die Auseinandersetzungen um den Bundesvertrag von 1815, die soziopolitischen Spannungen der 1830er Jahre, die Sonderbundszeit oder die Diskussionen um die Abschaffung der Landsgemeinde. Gerade für Ursern liesse sich exemplarisch zeigen, wie prägend soziopolitische und wirtschaftliche Rahmenbedingungen für das Selbstbild, die Selbstwahrnehmung und schliesslich auch für politische Anschauungen (Einstellungen zur Helvetik, zum Bundesstaat von 1848) sind. Solche Unterschiede und Differenzierungen vermag das Modell von Anselm Zurfluh nicht zu erklären. Gleicher gilt für die mental-ideologischen Gegensätze zwischen Zentrum und Peripherie, Landleuten und Hintersassen oder für das Verhältnis zwischen Elite- und Volkskultur.

## Schluss

Studien, die darauf angelegt sind, das «eigentliche Wesen» einer Gesellschaft herauszuarbeiten, sind wohl von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil sie einen Anspruch erheben, der sich unmöglich einlösen lässt. Sie mögen als anregende, phantasievolle, populistische, philosophierende<sup>55</sup> Versuche ihre Berechtigung haben; unter wissenschaftlichen Gesichts-

net.» (S. 75); «Politik und Geschichte, mündliche und schriftliche Überlieferung gehen Hand in Hand. Die Zeit bestimmt die Lebensdauer beider. Dadurch befindet sich die Welt der Lebenden und der Toten in engem Kontakt, jede mit ihrer Zeit. Nur die Ewigkeit kennt keine Zyklen: Es ist die Zeit der Toten und die Zeit Gottes. Die Lebenden verknüpfen die Zyklen, mobilisieren Rhythmen. Jeder Tag kennt seine Mühen und Gebete. Die Zeit Gottes überschreitet und überschneidet die Zeit der Menschen und die ihrer Tätigkeiten.» (S. 82). Zurfluh's Arbeit ist über weite Strecken von solchen Gedankenflügen geprägt.

<sup>56</sup> Vgl. Reinhard Sieder, Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?, in: Geschichte und Gesellschaft, 20 (1994), S. 445–468, S. 468. Vgl. auch: Wolfgang Kaschuba, Kulturalismus: Kultur statt Gesellschaft?, in: Geschichte und Gesellschaft, 21 (1995), S. 80–95.

punkten sind sie hingegen fragwürdig. Die Arbeit von Anselm Zurfluh zeigt, wie schwierig es ist, eine Mentalitätsgeschichte zu schreiben, die über grobe Verallgemeinerungen bzw. Vereinfachungen hinauskommt und der Tendenz zur Schwarz-Weiss-Malerei entgeht. Vor dem Hintergrund oberflächlicher Kenntnisse des Untersuchungsgegenstandes erfährt die Urner Geschichte eine Reduktion auf einen über weite Strecken erfolgreichen, zähen Widerstand gegen die übermächtige, zerstörerische und schädliche Moderne. Zu diesem Zweck werden die Schwachstellen beschönigt und einige masslos idealisierte Elemente herausgegriffen. Die daraus abgeleiteten eindimensionalen Erklärungen bestätigen in erster Linie die vorgefassten Meinungen, von denen der Autor ausgeht. Der abstrakt-dogmatische Ansatz bringt die Illusion einer mentalen Geschlossenheit hervor, in der Widersprüche und Überraschungen keinen Platz haben.

Die Fortschrittskritik führt bei Zurfluh zu einer Flucht der historischen Erinnerung vor den Orientierungsproblemen der Gegenwart in fragwürdige Gegenbilder. Anders gesagt: Die Vergangenheit wird in dieser Perspektive zum alternativen Gegenbild der eigenen Zeit. Über die Gegenwart orientieren solche sozialromantischen Vorstellungen nur negativ; handlungsleitende Zukunftsbilder sind von ihnen nicht zu erwarten. Noch ein zweiter Aspekt ist in diesem Zusammenhang wichtig: Eine kulturwissenschaftlich orientierte Sozialgeschichte wird künftig, infolge ihrer besseren empirischen Grundlage, wohl mehr Brüche, Abbrüche und Neuanfänge verzeichnen, statt über Jahrhunderte hinweg Entwicklungslinien und Kontinuitäten zu ziehen. Sie wird damit, und viele werden dies bedauern, nicht zur Identitätssicherung, sondern eher zur Verunsicherung fragwürdiger Identitäten beizutragen.<sup>56</sup>

Auf dem Buchumschlag von Anselm Zurfluh's Arbeit findet sich u.a. folgende Aussage: «Der Stellenwert des innerschweizerischen Kulturaums ist in der modernen Welt eher klein. Vielfach bewegt sich die 'herrschende Meinung' über diese Regionen in einem Spektrum, das vom 'gesunden Hirtenleben' bis zum 'erzkonservativen Bauern' reicht, also nicht über Clichés hinauskommt.» Dass Anselm Zurfluh's Arbeit einen nützlichen Beitrag zum Abbau dieser Vorurteile darstellen würde, vermag ich nicht zu erkennen. Ganz im Gegenteil scheint sie mir einer fragwürdigen historischen Mythenbildung kräftig Vorschub zu leisten. Danach besteht aus geschichtswissenschaftlicher Sicht freilich keine Nachfrage.